



Illustriertes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Neil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Mgr. zu beziehen.

## In der Propstei.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung und Schluß.)

### 4. Der Polizeirath.

Im Cassenzimmer des Regierungsgebäudes schlug die Uhr Sechs und zeigte damit das Ende der Bureaustunden für den heutigen Tag an. Die Beamten schickten sich an das Bureau zu verlassen. Die beiden Cassenschreiber erhoben sich zuerst, spritzten die Federn aus, streiften die Schreibärmel ab, nahmen ihre Hüte, wünschten dem Herrn Landrentmeister gehorsamst eine wohl schlafende Nacht und gingen. Auch der erste Cassendienner verließ das Bureau. Der zweite mußte bleiben, bis der Landrentmeister selbst ging, um hinter diesem abzuschließen und ihm die Schlüssel zu übergeben. Aber der Landrentmeister sagte zu ihm:

„Schmidt, Er kann gehen. Ich habe noch eine Arbeit vor, die mich eine Viertelstunde aufhält. Ich werde selbst abschließen.“

Auch Schmidt ging.

Der Landrentmeister arbeitete ruhig weiter; er konnte es, wie aufgeregter er sein möchte. Er arbeitete länger, als eine Viertelstunde. Dann kam der Polizeirath Schwarz, wie er versprochen hatte.

„Löscht Euer Licht da aus, Aders.“

„Warum?“ fragte er.

„Diebe stehlen nur im Dunkeln.“

„Wollen wir stehlen, Freund Schwarz?“

„Einen Dieb fangen, Freund Aders. Kommt mit in das Cassengewölbe.“

Der Landrentmeister löschte das Licht aus und dann gingen Beide in das Gewölbe, dessen Thür Aders auf den Wunsch des Polizeiraths anlehnte.

„Jetzt öffnet den Schrank, der in der vorigen Nacht bestohlen war,“ sprach Schwarz.

Der Landrentmeister schloß den Schrank auf.

„Lehnt die Thür wieder an.“

Der Andere that auch das.

„Und nun sezen wir uns. Ihr habt doch ein paar Stühle hier? Man sieht in der Finsterniß nicht die Hand vor den Augen.“

Der Landrentmeister brachte die beiden Stühle herbei. Sie ließen sich darauf nieder, nahe an dem aufgeschlossenen Schrank.

„Und nun, Freund Schwarz, was ist Euer Plan?“ fragte der Landrentmeister.

„Hier zu warten.“

„Wie lange?“

„Wenn es sein muß, bis Eure Bureaustunden wieder anfangen.“

„Und auf wen sollen wir denn vielleicht die ganze Nachwarten?“

„Auf den Cassendieb.“

„Und wer ist es? An wen denkt Ihr?“

„Vorläufig an alle Welt.“

„Habt Ihr seit heute Nachmittag nichts erfahren?“

„Gar nichts.“

Der Landrentmeister machte eine kleine Pause mit seinen Fragen. Dann fuhr er doch wieder fort:

„Wie denkt Ihr es Euch, daß der Dieb hier hereinkommen werde?“

„Doch wohl durch irgend eine Deßnung.“

„Und wo könnte diese sein?“

„Wahrscheinlich in diesem Schrank.“

„Und wo da?“

„In der Mauer.“

„In der starken, festen Mauer?“

„Wir sind hier gleichsam unter der Erde, Freund Aders.“

„Wenigstens unter dem Boden der Erde.“

„Ihr nehmt die Sache wie ein Schulmeister. Indeß, unter der Erde gibt es Bielerlei, unter Anderem auch unterirdische Gänge. Ihr habt doch davon gehört? Wenn nun ein solcher unterirdischer Gang gerade in dieses Gewölbe und in diesen Schrank führt?“

„Wüßt Ihr etwas davon, Schwarz?“

„Ich vermuthe. Ich habe freilich auch dunkle Erinnerungen von dunklen Sagen.“

„Und woher sollte der Gang kommen? Wo sollte er beginnen?“

„Still! Höret Ihr da kein Geräusch?“

„Ich hörte nichts. Aber Ihr?“

„Es war mir, als krabbelte da etwas, an der andern Seite der Mauer. Aber meine Phantasie war wohl zu lebhaft.“

Der Landrentmeister kam auf seine frühere Frage zurück.

„Wo sollte der unterirdische Gang ausmünden?“

„Nach meiner Berechnung in der Propstei.“

Der Landrentmeister flog von seinem Stuhle auf.

„Gerechter Gott, da wohnt ja der Herr Regierungspräsident!“

„Ja, die Propstei ist seine Amtswohnung.“

„Und an ihn dachtet Ihr?“

„Hattet Ihr an einen Andern gedacht?“

„Nein! Aber mein eigener Vorgesetzter! Ein so hoher Beamter!“

zer, Dreher und Schweinauer, daran reihten sich allerlei Specialtänze, wie der Hans Adam, Hansel im Saustall und Gretel auf dem Markt. Zu diesen sinnigen Erfindungen hat dann die Neuzeit noch französische, Barsovienne, Mazurka und andere Tänze gebracht. Sobald sich die Musikanten unter der Linde aufgestellt haben, zieht der Platzmeister seinen Säbel und tanzt unter Absingung eines alten Liedes dreimal allein um die Linde. Dann erst beginnt der Tanz der Paare und wir haben Gelegenheit, die Rieser Mädchen in ihrer Schönheit und Gewandtheit zu beobachten. Noch erscheinen sie in ihrer kleidlichen Nationaltracht, aber bereits greift das französische Kostüm um sich und wirkt verändernd auf die Kleidung der Landleute ein, die vor noch nicht gar langer Zeit spöttisch auf die „langrocketen“ Städter herabschauten.

In der neuern Zeit hat das Ries in Melchior Meyer seinen eigenen Dichter gefunden; besser als er hat uns Niemand die Menschen darin geschildert; er hängt mit begreiflicher Liebe an diesem fruchtbaren Gau, denn er ist dort geboren und hat in ihm seine schönste Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student lebte er das fröhliche Rieser Leben mit und nahm, wie er selbst sagt, mit nie verfiebender Freude dessen Eigenhümlichkeiten in sich auf. Schon im Jahre 1835 beschrieb er uns in dem ländlichen Gedichte „Wilhelm und Rosine“ seine Heimat; dann erschien 1852 seine erste Erzählung aus dem Ries „Ludwig und Annemarie“, welche so viel Anklang fand, daß der Verfasser eine Anzahl anderer Dorfgeschichten aus dem Rieser Leben folgen ließ. Sie alle geben ein dichterisch-treues Abbild des Rieses und seiner Menschen, eines Wölkchens von eigenthümlicher Art und Sitte, das, durch seinen Beschreiber aus der Dunkelheit herausgerissen, überall im deutschen Vaterlande durch ihn sich Freunde erworben hat. Unsere Abbildung, welche uns Bauer und Bäuerin des Riesgaus in

ihrer kleidlichen Tracht mit photographischer Treue darstellt, veranschaulicht eine Szene aus einer dieser vortrefflichen Meyerschen Erzählungen, aus seiner „Lehrersbraut“, in welcher der Verfasser ein liebendes Paar geschildert hat, das nach mancherlei Schicksalen doch endlich sich glücklich zusammenfindet. Die schöne Christine hatte die an ihrem Better Hans begangene Untreue dadurch abgebüßt, daß sie als Magd bei einem groben und rohen Bauer in Dienste trat. Dort framte heimlich, aber mächtig, die alte Leidenschaft zu dem verstoßenen treuen Hans wieder in ihr auf, der unterdessen Christines Mutter redlich die Wirtschaft führte. Als er erfuhr, wie das Mädchen ihm wieder zugethan sei, beschloß er, ohne der Alten etwas davon zu sagen, Christine als seine „Hochzeiterin“ heimzuholen und ihr Alles zu verzeihen. Eines Sonntags spannt er sein Wägelchen an und bringt unerwartet die Geliebte unter das mütterliche Dach zurück. Im Hofe angekommen steigt der Bursche ab, die Mutter eilt aus dem Hause ihn zu begrüßen. Sie hat auf dem „Gefährt“ bei einem flüchtigen Blick durch's Fenster neben Hans ein Mädchen gesehen und angenommen, es sei die erwählte Braut, die er gleich zum Besuch mitbringe. Mit schwerem, zagendem Herzen schaut sie auf den Wagen — und erkennt ihre eigene Tochter!

Die Illustration ist übrigens nur ein Blatt aus einem ganzen Zyklus von fünfzehn Compositionen, mit welchen Carl von Enhuber Meyers Erzählungen aus dem Ries theils schon illustriert hat, theils noch zu illustrieren gedenkt. Dreizehn dieser Bilder waren bereits im letzten Frühjahr im Kunstverein zu München ausgestellt und hatten sich eines außerordentlichen Erfolgs zu erfreuen. Sie sind zum Zweck photographischer Vervielfältigung grau in Grau gemalt, und der Künstler hofft, die ganze Reihe in nicht zu langer Zeit vorlegen zu können. Bis jetzt sind nur die zu der „Lehrersbraut“ gehörenden drei Zeichnungen veröffentlicht.

## Brief an eine Gläubige.

Madame!

Als Sie mich vor Kurzem fragten, weshalb ich die Kirche, diesen Zufluchtsort der wahren Frömmigkeit, so wenig besuche, antwortete ich Ihnen einfach: Gottes schöne Natur sei meine Kirche und der Gefang der Vögel meine Kirchenmusik. Ihre rosig Lippen verzogen sich, Sie warfen einen frommen Blick gen Himmel und einen zweiten mitleidigen auf mich, als bedauerten Sie in mir eine Seele, die rettungslos verloren ihrem Untergange zustürme. Und als ich auf Ihre zweite Frage, wie lange ich nicht zur Beichte gegangen, ebenso offen entgegnete: Seit meiner Aufnahme in den Christenbund, und wie ich nicht geben würde, so lange die menschliche Vernunft mir noch sage, daß kein Mensch, und trete er im geweihten Kleide des Priesters auf, das Recht habe, die Sünden zu vergeben, da wichen Sie abwehrend von mir zurück und nannten mich einen Ungläubigen, einen — Gotteslästerer!

Madame, Sie sind schön, sehr schön, Sie haben fromme, große Madonnenäugen und zu Zeiten auch lichte Augenblüte, wo Sie gut sein können. Ich habe Sie bewundert, als Sie vor wenigen Wochen auf dem Balle des Bankier A. mit fromdemtlicher Wiene, — Sie, die schöne überall gefeierte Frau — um ein Almosen für einen neu zu begründenden Jünglingsverein bettelten, und lernte Sie achten, als ich Sie in Ihrer Hänslichkeit als Mutter sah. Sie haben ein Herz, ohne es zu wissen. Aber, Madame, Sie haben um Ihr Herz eine Rinde gelegt, eine Rinde, so fest und sicher, daß kein Abhempzug Menschlichkeit, kein Körlein Gemüth hinein kann, selbst wenn das Herz oft darnach lechzte. Und diese Rinde heißt der — kirchliche Glaube.

Sie werden mitleidig lächeln und wieder abwehrend Schweigen winken. Und doch ist's wahr, was ich sage, und ist Alles so einfach gekommen. Ich könnte Ihnen erzählen, wie sich diese Rinde gebildet, wie Sie anfangs im Ringen der Seele nach dem Höhern nur geistigen Halt und Erbauung gesucht und wie Sie, damals mit dem freien Sinn für alles Gute und Schöne, in die Hände eines Mannes fielen, dessen höchste Lust es war, diesen so warmen Drang, diese noch unbestimmte jugendlich-weiche Sehnsucht nach Klarheit und religiöser Gemüthsbefriedigung mit diabolischem Geschick so zu lenken, daß Sie allmählich im engen Fahrwasser kirchlichen Formelwesens sich befanden und die Kesseln

einer strengen und finstern Dogmatik als das einzige extremstrengste Gut eines menschlichen Daseins betrachteten. Statt Klarheit und Wissen, die Sie suchten, statt der gewiß echt religiösen Seelenweihe, nach der Sie verlangten, ward Ihnen der Glaube, anstatt eines freien geistigen Haltes jene wundergläubige, nebelhafte Kirchlichkeit, die Sie nun den alleinseligmachenden wahren Glauben nennen. Nicht jener Glaube ist Ihr Eigenthum, den jeder Mensch in sich trägt, jener Glaube an das Ewig-Wahre, Ewig-Göttliche, nein, nur der starre todte Glaube an einzelne Ausschreibungen und Behauptungen, an Mythen und Legenden einer verschollenen Märchenzeit, welche die Herzen der Menschen weder gut noch fromm machen. Und dieser Glaube ist jetzt Ihre Tugend, Ihre Frömmigkeit.

Sie sind nicht fromm, Madame, sondern nur eine Fromme! Das heißt mit andern Worten: Ihr Beten, Singen und Himmelaufrufen kommt nicht aus dem innersten Triebe Ihres Gemüths, nicht aus den geheimsten Tiefen Ihres Herzens, nein, Ihre Frömmigkeit geht nur aus der knechtischen Furcht vor den Ihrer Phantasie vorgespiegelten Strafen des Jenseits, oder aus egoistischen Hoffnungen auf Belohnung hervor. Nicht weil das Gute gut ist, würden Sie gut handeln, nein lediglich deshalb, weil das Gute Ihnen eine Stufe in den Himmel baut. Ihre Frömmigkeit ist keine That der Freiheit, kein Ergebniß des eigenen Willens, sondern nur die selavische That eines künstlich in Ihnen erzeugten und gewaltsam von Ihnen festgehaltenen Knechtssinns, der willenlose unfreie Gehorsam, den Sie nicht der Religion, sondern der verderblichen, alle Selbstthätigkeit, alles eigene Urtheil, allen frischen Aufrschwung des Geistes herabdrückenden Richtung einer herrschsüchtigen Priester-Partei entgegenbringen.

Es mag hart erscheinen, was ich sage, aber es ist so. Und bliebe es nur bei der Umdüsterung des Bildes, bei der Niedertritung des Verstandes allein! Aber wie giftiger Mehltau hat sich der unstrickende Baum auch auf die herrlichsten Regungen, die duftigsten Blüthen Ihres Gemüths gelegt, daß Sie dieser Frömmeli Alles unterordnen, was Sie im Leben so lieb und so herzig machen könnte! Niemals werde ich jene Stunde vergessen, in der Sie am Sarge Ihres kleinen Neffen standen und der Vater — nach Ihrer Meinung auch ein Ungläubiger — schmerzerfüllt am

Kopfende des stillen Häuschen kriete und die kalte Hand seines einzigen Kindes mit Küssem bedeckte. Wie war es möglich? Sie hatten keinen Trost für den armen Mann, kein Wort der Theilnahme, und als er in seinem Schmerz nach Ihrer — nach der Schwester Hand fasste, als ob er dort eine Stütze seines zerstörten Glückes finden könne, da wandten Sie sich mit kalter Strenge ab und sagten nur: „Sieh, Carl, das ist die Strafe für Deine Ungläubigkeit.“ —

O Madame, der Himmel segnete Sie, indem er Sie täglich noch das süße Wort Mutter hören lässt; behüte Sie der Himmel nun auch vor jenem letzten dumpfen Hammerschlage, der das Kind für immer von der Mutter trennt, damit Sie sich niemals jener unseligen Stunde erinnern, in der Sie in Ihrer Starrgläubigkeit für den Schmerz eines Vaters keinen Trost hatten, kein linderndes Wort — nichts als die Hinweisung auf die Rache eines zürnenden Gottes!

Madame, ich muss es wiederholen, Sie sind nicht fromm, obwohl Sie täglich Ihre schönen Augen zum Himmel ausschlagen und niemals die Kirche verläummen. Der innerste und, wie ich glaube, noch unangefressene Kern Ihres Herzens weiß nicht, was Ihre Lippen sprechen, was Ihre Hände thun. Sie lispseln Worte, die in Ihrer Brust nicht geboren, in Ihrer Brust nicht widerklingen. Der so bequeme und wohlfeile Glaube, mit diesen auswendig gelernten Phrasen den Himmel zu verdienen und mit leeren Worten dem Schöpfer des Weltalls zu gefallen, lässt Sie eine Rolle spielen, die in Stunden stiller Einsicht Ihnen selbst als unreligiös erscheinen muss. Sie vergessen, daß man eine Heilige auch ohne Gebet sein kann. Sie meinen, Religion bestehe nur in der Ausübung kirchlicher Formen, in dem starren Festhalten am Hergeschafften, in der Aufrechthaltung äußerlicher Sitzungen. Ah, Madame, die Bibel ist ein schönes liebes Buch, und man muss es nur zu lesen verstehen, aber die Bibel selbst widerspricht jener Auffassung von Religion und die alten Propheten dommern mit feurigen Zungen gegen solches kirchliche Formelwesen!

Als ich Sie vor kurzem — wir hatten über die Forderung der Durlacher Versammlung für freie rationelle theologische Forschung gesprochen — über Ihre Meinung darüber und über die freimüttige badische Geistlichkeit fragte, blitzen Ihre Augen zornig auf. „Hätte ich die Macht in Händen“, sagten Sie, „und dürfte ich diese Macht ungestraf't ausüben, ich ließe diese Versammlungen mit Bajonneten auseinander sprengen und wenn es blutige Köpfe setzte!“ — Madame, diese harten ungewöhnlichen Worte, Sie entschuldigen meine Offenheit, dieser unchristliche und, was mehr ist, dieser gefühllose Aufruf kam aus demselben schönen Munde, der täglich eine Unzahl Gebete lispselt und über jede menschliche Lust als eine Sündhaftigkeit des Erdenwunsns mitleidig die Lippen zuckt. Derselbe Mund, der kurz vorher von christlicher Demuth und Liebe gesprochen, der nur gewöhnt ist, in süßen sanften Wörtern von himmlischer Seligkeit und christlicher Tuldung zu reden, derselbe Mund spricht unchristlich und ohne Bedenken das Todesurtheil über den Bruder aus, wenn sein Glaube nicht mit dem Ihrigen stimmt. Es ist sehr traurig, Madame, daß Ihr Glaube den Hass fordert und Ihre Selbstäuschung Sie im christlichen Seligkeitsrausch zu Fanatismus und Rache führt.

Was eine wahrhafte Religion sein will, das kann den Fortschritt und die Freiheit des Denkens nicht von sich ausschließen. Denn es steht fest, daß nur diese Ziele die Menschheit adeln und, um mich eines kirchlichen Ausdrucks zu bedienen, zur Aehnlichwerdung mit der Gottheit führen. Ihre Religion, Madame, ist eine Religion des Stillstandes, der Unfreiheit und Entwicklunglosigkeit und folglich Übergläuben oder Ungläubigen. Sie verdammten den Verstand in Religionssachen, Sie wollen nur glauben und nicht denken, nur äußere Formen und nicht den sittlichen Gehalt, und doch müßten Sie aus der Bibel und der Geschichte wissen, daß die weltbezwiegende Mission des Christenthums nur in der Verbreitung und Verkörperung jener sittlichen Ideale bestand, welche Jesus und seine Jünger gepredigt haben. Die Pflichten des Menschen gegen die Menschen, die Liebe und die Demuth, die Tuldung und das Wohlthum sind die ergreifenden Heilswoorte, welche die Apostel der Menschheit verkündigt haben. „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse, so daß ich Berge versetze, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts

nütze! Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eisert nicht, die Liebe stellt sich nicht ungebehändig, läßt sich nicht erbittern und trachtet nicht zu schädigen; die Liebe erträgt Alles, duldet Alles, die Liebe wird nicht müde.“ — Das sagt der Apostel, Madame, und nun erlauben Sie mir die Frage, wie Sie Ihre Frömmigkeit mit dieser heiligen Religion vereinen wollen.

Es war ein eisigkalter December-Abend, als ich das letzte Mal bei Ihnen war. Draußen tobte der Nordwind und trieb die Schneeflocken gegen die dichtgeschlossenen Fenster, hinter denen wir in warmer Behaglichkeit saßen. Sie waren sehr schön an jenem Abend, sehr reizend! Ich erinnerte mich der Thränen, die in Ihren Augen standen, als Sie vor wenigen Tagen bei der Christbeschreitung des reichen Finanzraths H. mit dem Teller in der Hand von Stuhl zu Stuhl gingen und mit rührender Stimme um ein Christgeschenk batzen für das Hospital der barmherzigen Schwestern, deren Verdienste Sie nicht genug rühmen konnten. Sie waren so lieb in jener Stunde, so engelmild! Alle die gepunkteten Herren und Damen, die sonst kein Mitleid im fühlenden Busen tragen, sie sahen Ihre Thränen und ihre Börsen flogen auf den Teller, der bald nicht mehr zureichte, die Gaben all' zu fassen. Ich erinnerte mich dessen und, Madame — ich glaubte an die Wahrheit Ihres Gefühls!

Ta trat eine Arbeiterin Ihres Hauses in's Zimmer. Ein feines, blaßes Gesichtchen, auf dessen Zügen die vielen Nachtarbeiten eine lange, trübe Geschichte eingegraben. Schüchtern legte sie die Arbeit vor und gleichzeitig die Rechnung. „Morgen ist Zusatstag,“ sagte sie leise, „und Madame waren früher so gütig mir zu versprechen . . . meine vier Kinder sind jetzt ohne Holz und ohne Brod . . . .“ — Die Frau bat so rührend! Schweigend gingen Sie zum Schreib-Secretair das Verlangte zu holen und schon glitten die blanken Silberstücke auf den Tisch, schon heiterte sich das blonde Gesicht der Frau sichtbar auf, als Sie plötzlich inne hielten. „Frau Müller,“ wandten Sie sich zu der Harrenden, „wie kommt es, daß Sie meine Empfehlung unbeachtet ließen und die Kirche des Pastors M. nicht besuchten? Ich fand Sie am letzten Sonntag nicht dort!“

Über das Gesicht der Frau glitt ein wehmüthiges Lächeln. „Madame,“ sagte sie schüchtern, „wir arbeiten des Nachts durch, um das Nötige für Holz und Brod zu verdienen, und dürfen kaum an einige Minuten Rast, viel weniger an's Kirchengehen denken. Manches Mal wohl möchten wir gern das Gotteshaus besuchen, aber die Not läßt's nicht zu. Und beim Pastor M., sagt mein Wilhelm“ — hier stockte die Stimme — „bei dem sei auch kein Trost zu holen für Unsereins, der gehört zu den Frommen, und seine Predigten wüssten nichts von Liebe und nähmen das bisschen Vertrauen noch, was man zu sich und den Nebenmenschen habe. Deshalb, Madame, nehmen Sie's nicht übel, deshalb bin ich nicht gegangen!“

Ich sah Ihnen scharf ins Auge, keine Wimper zuckte. Aber die Lippen waren fest aufeinander gepreßt und nur in den Winkeln zitterte es wie fernes Wetterleuchten. Sie nahmen die Arbeit der Frau zur Hand. „Frau Müller,“ sagten Sie dann und musterten die Nähte, „es thut mir leid — ich sehe eben hier, daß diese Lieferung durchaus läderlich und schlecht genäht ist — ich kann sie so nicht brauchen! Packen Sie wieder ein und incommodeien Sie mich nicht weiter; ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Ihrer Arbeit bedarf!“

Madame! draußen schnitt ein eisigkalter Wind, vor Ihnen stand eine Frau, eine Mutter von vier Kindern und bat mit Thränen um die wenigen Groschen, die sie in schlaflosen Nächten, vielleicht frierend und hungernd, erarbeitet hatte. Umsonst pries die Arme ihre Arbeit an, umsonst bat sie nur dieses Mal zu verzeihen, wenn sie und da die Naht weniger rund und weniger accurat als sonst ausgefallen . . . die viele Nachtarbeit . . . die Schwäche der Augen . . . Liebenswürdig und geistreich, wie immer, begannen Sie ein Gespräch mit mir und sahen nicht, wie die blonde Frau noch blässer geworden und todtenbleich mit zitternden Händen die Arbeit zusammenraffte und stumm zur Thüre hinauswankte, jeder Hoffnung baar, ohne Geld, ohne Hilfe für ihre vier Würmer da oben im kleinen Dachstübchen. Und diese Frau — daß sich Gott erbarm', ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß sie nicht glaubte, wie Sie!

Seit jenem Abend, Madame, habe ich Sie nicht wieder gesehen. Kurz nach der Scene empfahl ich mich und ging der

Armen nach. Ich traf sie noch unten an der Ecke der Straße, die Stirn an den kalten Stein gelehnt, ein trostloses Bild des Jammers. Ich redete sie an. Die Frau hat andern Tages ihren Mietzins bezahlen können und für ihre vier kleinen sind mit Hülfe wackerer Freunde auch noch einige Groschen übrig geblieben für Brod und einige Scheitchen Holz zum Wärmen.

Zynen, Madame, habe ich nur wenig noch zu sagen! Wenn es wahr wird, was uns das heilige Buch verkündet, wenn einst ein Richter sollte richten über uns und unsere Thaten und Recht und Gerechtigkeit sollte gesprochen werden über das, was wir vollbracht und unterlassen — der dort oben, der die Herzen und Nieren prüft, wird dann nicht fragen: was und wie hast du geglaubt auf Erden? Er wird nicht fragen, ob wir nach dieser oder jener Lehre Gutes gethan, ob wir nach dieser oder jener Formel gehandelt, ob wir an diesem oder jenem Evangelium gehangen! Er wird einfach fragen: was und wieviel hast du gethan auf Erden und wird die Thaten zählen mit dem Auge der Liebe. Und wenn der einst mit diesem Maße gemessen, wenn wirklich, wie uns verheissen ist,

einst der Richter die Wagschale hält über das Thun und Lassen der Menschen und endlich die Waage der glatten Lüge und des eitlen Tugenddunkels fällt: dann, Madame, wird die Schale Ihres Glaubens hoch in die Lust flattern und der Spruch anders ausfallen, als Sie gehofft. Denn für Sie wiegt keine That selbstloser Liebe mit, keine Thräne des Dankes — Sie haben nichts als Ihren Glauben, jenes starre, tote Wort, dem der süsse, mild-belebende Hauch des Friedens und der Liebe fehlt. Dann freilich dürfte es Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen, daß auf Erden nur ein Gesetz existirt, vor dem sich alle Gedanken des weitumfassenden Geistes, alle Gefühle und Leidenschaften der Creatur demuthsvoll beugen, nur ein Gesetz, an das wir unbedingt glauben, an das wir all' unser Thun und Lassen, unser Ningen und Streben, unsere Schmerzen und Freuden anlehnen sollen, ein Gesetz nur, Madame — das Evangelium der Liebe!

Leben Sie wohl und verzeihen Sie

Ihrem ergebenen Diener

E. K.

## Ein Soldatenfürst des vorigen Jahrhunderts.

### II.

Ungefähr ein Jahr war seit Leopold's Aufbruch nach Italien verflossen, als sich am 24. Februar 1695 in den damals noch sehr öden und traurigen Umgebungen Dessau's ein kleiner Reisegzug zeigte. Es war der junge Landesfürst, welcher nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrte. Nicht weit vom Thore ließ er halten, sprang hastig aus dem Wagen, eilte im Schneesturm durch die engen, einsamen, armelig dorfsartigen Straßen und stand schon nach wenigen Augenblicken sprachlos und mit der Miene tiefster Erregung vor dem überraschten, züchtig erröthenden Bürgerkinde, das er in längerer Entfernung hatte vergessen sollen. Es muß dieses Wiedersehen ein prächtiger Anblick, eine unvergleichlich originelle und schöne Scene gewesen sein. Nur die Gegenwart der Eltern hinderte einen Ausbruch ungezügelter und rauher Zärtlichkeit. Erst als er die Geliebte begrüßt, ihr stumm und ohne ausdrückliche Befruchtung diesen Beweis unerschütterter Treue gegeben hatte, verfügte er sich zu seiner Mutter, die ihn unter Thränen heißester Zärtlichkeit in ihre Arme schloß.

Auch in dem Städtchen wurde bei der Nachricht von seiner Wiederkehr und bei seinem Auftritte eine lebhafte Freude laut. Denn so furchtbar er auch den Seinen von früher Kindheit an gewesen, so wenig sein Born jemals eine Schranke, seine tobende Eigenwilligkeit eine Rücksicht gekannt, so oft er also nach allen Seiten hin beleidigt und gefräst, erschreckt und geschädigt hatte, so lag doch wiederum in seiner derben Natürlichkeit, in der ganz seltsamen Eigenart, dem groben Humor und vor Allem in der immer dreist und fest zugreifenden Unereschrockenheit seines Wesens ein gewisses Etwas, das Bewunderung erregen und ihm das Zutrauen, ja eine aufrichtige Liebe des in Nechthämmern verhuschten, eingeschüchterten, ohnehin an Püsse und Stöße gewöhnten Musterunterthanen jener Zeit gewinnen mußte. Das wichtige Commando, die oft spaßhaften Gewaltsamkeiten und übermäßigen Streiche des „jungen Herrn“ hatten den Leuten während seiner Abwesenheit gefehlt und sie jubelten daher und freuten sich, als sie ihn endlich wieder sahen. War er doch einer jener kraftvollen Stämme, an welche die Schutzbedürftigkeit eines ausgedörrten Bürgerthums ihr unselbstständiges, gehalt- und gedankenloses Dasein so gern zu lehnen pflegte.

Was auf der langen Reise aus ihm geworden war? Nun, die ihm näher kamen, überzeugten sich bald, daß die eigenhümlich schwere, metallartige Hörte seiner Natur sich in der Ferne eher gestiftigt, als gemildert hatte; er kam entwickelt, aber nicht verändert zurück, sein Wille war vielmehr noch unbiegsamer, seine Leidenschaften waren noch stärker geworden. In gründlicher Durchstirnung der Genüsse und Lustbarkeiten Italiens hatte die ganze Sinnlichkeit des vollsaftigen und schrankenlosen Jünglings sich ausgetobt. Seinen Geist jedoch auf Höheres und Ideales zu richten, ihm dort Geschmack an Alterthümern und Kunstwerken einzufüllen, hatte sich als fruchtlos erwiesen; was ihm Derartiges gezeigt wurde oder von selber sich ihm in den Weg stellte, würdigte er kaum

eines Blickes. Dagegen war er auf den Reitbahnen, den Reitböden und in den Ballhäusern Rom's, Neapel's und Turin's ein steter Gast und setzte hier durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen. Auf der Heimreise verweilte er noch in Wien, wo er das Auerbieten des Kaisers, ihn auf den Antrag seiner Mutter zur sofortigen Übernahme der Regierung für großjährig erklären zu wollen, mit der ganzen Leidenschaft des ihm eigenthümlichen Trotzes zurückwies: davon habe er nichts gewußt, er sei um seine Bewilligung nicht befragt worden und wollte deshalb mit dem Regierungsantritt nun warten, bis er wirklich einundzwanzig Jahre alt sei.

Hatte so die Mutter ihren Zweck nicht erreicht, die Last der Regierung von ihrem Herzen gewälzt zu haben, so waren auch in anderer Hinsicht ihre Wünsche unerfüllt geblieben. Aller Glanz und alle Lust, alle ernsten und heiteren Eindrücke der Reise, sowie alle mißbilligende Vorstellungen der beunruhigten Verwandten hatten die Liebe zu „Mamsell Höhse“, wie man die schöne Louise nannte, nicht aus dem Herzen des wilden Sohnes verdrängen können. Man sah, daß die lange Trennung und der Widerstand und Widerspruch, dem sein eigner Wille überall begegnete, die Gluth dieser Neigung nicht geschwächt, sondern nur immer mehr zu unverträglicher Flamme angeblasen hatten. Er wollte endlich den Gegenstand derselben sich gesichert sehen und zu seinem Verlangen und dem Born über die Hindernisse, welche sich demselben entgegenstellten, gesellte sich auch noch die beschwingende Macht des Argwohns und der Eifersucht.

Noch hatte bisher kein junger Mann es gewagt, sein Auge zu der holden Jungfrau zu erheben, um welche die auszeichnende Gunst des hochmächtigen Gebieters gleichsam einen geweihten und unnahbaren Kreis gezogen hatte. Schon und ängstlich wichen ihr die Patriciersöhne des Tertiens aus; sie wußten, daß in solchen Fällen die färistischen Herren keinen Spaß verstanden und schon der bloße Verdacht einer Mitbewerbung Gefahr und Unheil zur Folge haben könnte. Nur ein naher Verwandter der Apothekerfamilie, ein sehr gebildeter und liebenswürdiger junger Arzt, der während der Abwesenheit des Fürsten von weiten Studienreisen zurückgekehrt war, glaubte sich auch nach der Heimkehr des Letzteren an jene ängstlichen Rücksichten eines furchtbaren Spießbürgertums nicht lehren zu dürfen; er besuchte nach wie vor das Haus des Oheims und Leopold sah ihn dort öfter, als ihm lieb war. Ob die ehrbaren Eltern diese Besuche des Neffen begünstigten und durch eine baldige Verheirathung der Tochter dem Stadtgerede und den ihrer Ansicht nach zu keinem reellen Ziele führenden Bewerbungen des Fürsten ein Ende machen wollten, ist niemals aufgeklärt worden. Genua, Leopold bemerkte mit grimmigem Missfallen einen ganz unbefangenen, harmlosen, aber freundlich verwandtschaftlichen Verkehr zwischen seiner Anne-Liese und dem angehmen Better. Ein lechender Gross gegen denseligen, der den Muth besaß, ihm gegenüber die Rolle eines Nebenbüchers zu